



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

männlich und weiblich: Müllers Lieblingskategorien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Schöne aus. Allerdings klingt es gleich falsch, wenn Goethe ein Virtuos wie wenn Schiller ein Strebender sein soll. Ich deutete oben den Begriff des „Strebens“ durch einen Hinweis auf Goethes Faust. Ich erinnere jetzt daran, wie nahe Fausts Streben mit Schillers Anschauungen verwandt ist, wie in diesem Streben sich — streng nach Schillers Sinn — Faust als Idealist erweist. Ich wage zu sagen, daß auch das Gegensatzpaar Virtuosen und Strebende nur eine neue Fassung von Schillers Gegensätzen naiv und sentimentalisch, realistisch und idealistisch ist. So wird auch der Gegensatz des Dichters und des Redners bei Müller eine neue Abwandlung von Schillers Antithesen. Nutzt Müller in solchem Zusammenhang noch seine Lieblingsantithese weiblich und männlich, so wirkt sich auch in ihr aus, was in Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ vorgetragen ist, zunächst über das naive Weib.

Und was heißt letzten Endes die Wertung, Schiller sei mehr Redner als Dichter? Sie meint nicht nur die Form seiner Ausdrucksweise, nicht nur seinen Stil. Sie erblickt Schillers Größe auch in seiner Weltanschauung. Müller ist — und das trennt ihn von Friedrich Schlegel — durch Schillers philosophische Schriften zum Bewunderer Schillers erzogen worden. Wirklich haben sie in seiner Ästhetik tiefe Spuren hinterlassen, nicht nur die Briefe über ästhetische Erziehung, vor allem auch die Abhandlung über naiv und sentimentalisch.

Die Polarität männlich und weiblich, von Müller seit seinen Anfängen stets verwertet, spielt in der vierten Vorlesung eine wichtige Rolle, den Unterschied des Redners vom Dichter zu bestimmen, überhaupt das Verhältnis von Beredsamkeit und Dichtkunst. Er nennt dies Verhältnis eine Ehe. „Die beiden Geschlechter in ihrer Bestimmung und ihrem Verhältnis begreifen, heißt allen Streit, alle Kriege, allen Zwiespalt, die nur Variationen jenes Hauptthemas sind, begreifen: die Ehe verstehen, heißt alle Verbindungen dieser Erde, alles Gemeinsame verstehen.“ So deutet Müller hier (S. 87) ein Verfahren, das ihm, dem Staatsrechtler, von vornherein nabelag. Er weiß, daß man sein stetes Verwerten dieser Polarität mystisch gefunden hat. Er beruft sich auf Sokrates, der gleichfalls die Philosophie aus einer zweideutigen Höhe auf die Erde herabgetragen habe. Nur die babylonische Sprachverwirrung unserer Zeiten könne es Mystizismus nennen, wenn das ganze Leben auf das wichtigste, mittelste, verständlichste, menschlichste Verhältnis des Lebens bezogen werde.

Und so kann Müller etwa, wenn die zehnte Vorlesung die Verträglichkeit zwischen politischer Beredsamkeit und Poesie ebenso for-

dert wie die Geschiedenheit zwischen beiden, wenn sie verlangt, daß die Beredsamkeit um so rhetorischer und prosaischer werden müsse, je vertrauter sie mit der Poesie werde, abermals das Verhältnis der Geschlechter heranziehen. „Grade in demselben Maße als das Bedürfnis des weiblichen Umgangs wächst, tritt der männliche Charakter deutlicher ans Licht; und ich behaupte, daß die wahre Poesie an dem Stil der Staatschriften, die George Rex unterzeichnet sind, und die als unbedingtes erstes Muster dieser Art ausgezeichnet zu werden verdienen, dieselbige Freude hat, die eine echte Frau in der Betrachtung des wahrhaft männlichen Charakters empfindet“ (S. 218 f.).

Am Anfang der letzten Vorlesung rechtfertigt Müller nochmals sein Lieblingsgleichnis: „Es ist sehr geschmacklos, gewisse Gleichnisse in der Rede ohne Ende umherzuzerren, sie, ich möchte sagen, bis auf den letzten Faden abzutragen: es macht den Eindruck der Armut und der Schwäche, wenn der Redner gewisse Bilder, die ihn geblendet, nicht wieder loswerden kann, wenn sie wie das Bild der Sonne in einem schwachen Auge eine langnachklingende Spur hinterlassen, und die Gegenstände der Natur wie die Gedanken mit allerhand überflüssigen farbigten Flecken verunstalten. Dies wäre der Fall im Laufe dieser Vorlesungen mit den Geschlechtsverschiedenheiten gewesen, wenn ich mich ihrer nur gleichnisweise bedient hätte“ (S. 253 f.). Vielmehr erscheine dem ordentlichen Mann die ganze Natur weiblich, sei ihm die Frau nur das konzentrierte Bild seiner Welt. Alle seine Neigungen nähmen denselben Charakter an, je trefflicher er werde, desto mehr.

Nie in seinen Schriften über Ästhetisches weist Müller gleich entscheidend auf die Wurzel seiner Lieblingspolarität hin und rechtfertigt sie gleich stark. Daß dieser seiner Polarität ein anderer Sinn innewohnt als dem Gegensatz von männlich und weiblich, der von der Frühromantik, zunächst von F. Schlegel vertreten wird, scheint sich hier am deutlichsten zu enthüllen.

Müller entfernt sich fortschreitend immer mehr von der Entscheidung, die in F. Schlegels frühem Aufsatz „Über die Diotima“ sich ankündigt, wenn da mit dem Unterton der Empörung die rhetorische Frage ertönt: „Was ist häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was ist ekelhafter als die übertriebne Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meinungen, ja auch in unsrer bessern Kunst herrscht?“ (Minor I, 59). Müller liegt sogar sehr viel daran, das Männliche des Manns und das Weibliche des Weibes bewahrt zu wissen.

Das stimmt mit seinem Wunsch überein, der These und der Antithese ihre volle Kraft zu erhalten, um zu rechter Synthese zu ge-